

Visionen eines Verlassenen

„Haus, Frauen, Sex“ zeigt das Innenleben eines Mannes, der nichts verstanden hat

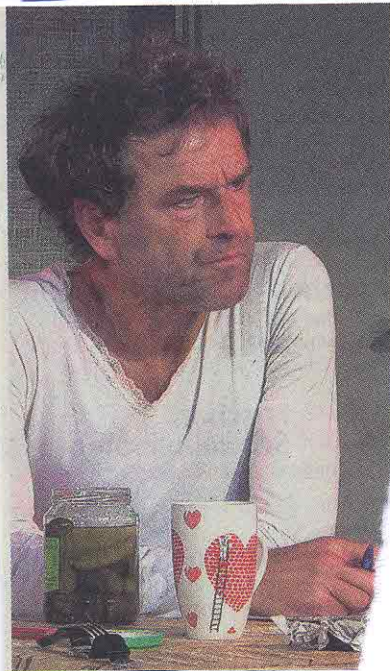
Neu-Ulm. „Haus, Frauen, Sex“ – das war es, was Franz beschäftigte. Vielleicht in umgekehrter Reihenfolge, das kann schon sein. Und der Sex in seiner Ehe war nicht mehr so toll, aber Frau und Haus hatte er.

Jetzt ist Resi weg, mit der er 20 Jahre verheiratet war. Die schüchterne Resi, die jetzt „Marie-Therèse“ genannt werden will, und mit ihr der Sohn. Warum, das versteht Franz nicht, und obwohl er ausgeübte Hasstiraden formuliert, und obwohl er seinen Groll in Wortschwall-Monologe fasst – eigentlich will er es nicht wissen, warum Resi nicht zurückkommt, warum sie ihn allein ließ, und warum aus der netten, zurückhaltenden Frau immer mehr Trotz und Frustration sprachen, warum ihre Lippen so schmal und verbittert wurden.

Im Neu-Ulmer Theater inszeniert Claudia Riese den viel beachteten Roman der Österreicherin Margit Schreiner „Haus, Frauen, Sex“ als Beweis, dass Unterhaltung auch tiefgründig sein kann, als Beweis aber auch, dass Frau das Seelenleben eines verlassenen Mannes doch wohl recht treffend nachvollziehen kann. Franz (Richard Aigner) hasst. Er hasst seine Ex Resi, die mit dem gemeinsamen Sohn aus dem Haus auszog. Er hasst sein Leben zwischen Bier, Kaffee, Essiggurken und Kreuzworträtseln, er hasst die Stille im Haus – und trägt doch Resis Nachthemden, um ein Stück Illusion aufrechterhalten zu können, sie wäre noch da. Wie es war, als sie noch da war, als für ihn die Ehe zwar nicht perfekt, aber doch recht angenehm war? Wie es für Resi war, die doch immer schwieg und nur in der letzten Zeit immer wieder versucht hatte, etwas zu sagen?

Abends Wäsche waschen: Selbst schuld

Aber Franz hört sich gern reden, hörte sich vor seinen Freunden gern reden, und er wusste ja von vorneherein, dass Resi sowieso nichts hätte beitragen wollen; deshalb war es doch nicht schlimm, dass Resi nie zu Wort kam. Fast impertinent ist es, wie Franz zwischen den Zeilen seine Sicht auf Resi entblößt: Selbst schuld war sie, dass sie kein eigenes



Konto hatte – sie hätte sich ja nur eines anlegen müssen. Selbst schuld war sie, dass sie abends um zehn noch Wäsche wusch – sie hätte ja nur nicht arbeiten müssen. Und die Arbeit, die Schneiderei, die ermöglichte er ihr, der Franz. Resi, die keine anständige Flädlessuppe kochen konnte, bevor sie den Franz kannte, Resi, die unerfahren war und scheu, bevor sie Franz traf. Resi, deren Leben Franz' Werk sein sollte. Resi, die den Franz durchaus hätte kritisieren dürfen, wenn die Kritik berechtigt war – aber ob sie das war, das bestimmte der Franz. Er hat doch so viel aufgegeben: Wie toll waren die Feten mit der flotten Elfie, ehe er Resi heiratete, Resi, die solide, verlässliche Spaßbremse, das

Brett im Bett. Franz' Selbstbewusstsein liegt in Trümmern. Seine Rache: Er behält das Haus, behält das Kindergeld, obwohl der Sohn bei Resi lebt. Warum soll er ihr Unterhalt für das Kind zahlen? Kochen, heizen, Miete zahlen müsste Resi doch auch ohne das Kind, und Kinderkleidung kostet doch fast nichts. Wenn das Kind bei ihr lebt, soll sie auch dafür zahlen, findet Franz: Realsatire, für die Richard Aigner immer wieder Szenenaplaus erhält. Der letzte Akt, das Schnaps-Delirium, in dessen Vision Franz samt Scheidungsrichter die Freiheit der Vögel entdeckt, ist eigentlich nicht nötig. Gesagt ist vorher schon alles, und das auf extrem kurzweilige Weise. (köd)